

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift
Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft
Band: 114 (1948)
Heft: 5

Artikel: Erfahrungen aus der deutschen Wehrmacht (Schluss)
Autor: Thieme, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-21115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wendet werden sollte, hält der ehemalige Chef der englischen Panzerwaffe, Generalmajor Martel nach wie vor an der klaren Trennung zwischen «cruiser» und Begleitpanzer fest. Die Amerikaner erklären den Mangel an schweren Panzerfahrzeugen vor allem mit dem Transportproblem und der Absicht, die Panzer für operative Zwecke – Ausnützen eines Erfolges, Verfolgung usw. – verwenden zu wollen. Immerhin ist bemerkenswert, daß gegen Kriegsende Versuche mit schweren Fahrzeugen von 50–60 t gemacht wurden und heute fortgesetzt werden.

i. Eine Katalogisierung der verschiedenen Panzerfahrzeuge ist nicht einfach, da oft aus fabrikatorischen Gründen eine bestimmte Type in mehreren Varianten gebaut wird und andererseits während der Konstruktion laufend Verbesserungen angebracht werden: stärkere Panzerung, anderes Geschütz, anderer Motor usw. Weil in den vorliegenden Tabellen die Durchschnittswerte angeführt sind, ist nicht zu vermeiden, daß gewisse Angaben nicht immer genau mit anderswo publizierten Daten übereinstimmen.

Erfahrungen aus der deutschen Wehrmacht

Von Professor H. Thieme

Schluß

6. Der Krieg als inneres Erlebnis

In *ruhigen Zeiten* gab es an der Front auch manche Stunde der Sammlung, der Freude an einer unverbildeten Natur, der inneren Einkehr. Es brauchten keine «verlorenen Jahre» zu sein. «Man müßte merkwürdig veranlagt sein, wenn man hier nicht besser und größer würde», schrieb mir ein Freund bevor er fiel. Andere haben aber auch das genaue Gegenteil erfahren. Rechtfertigen jedenfalls läßt sich der Krieg durch das «Fronterlebnis» *nicht*. Die Bewährung im friedlichen Alltag ist keine prinzipiell verschiedene oder gar inferiore, wie es eine gewisse Philosophie zwischen den beiden Kriegen behauptete. Reifer zu werden und seinen Mann zu stehen, gibt es Gelegenheit hier wie dort.

Für *Zerstreuung* sorgten Kartenspiel, Soldatenkinos und meist sehr minderwertige Darbietungen der Organisation «Kraft durch Freude» bis unmittelbar hinter der Front. Tief in den Pripjetsümpfen bin ich einer waschechten Zürcherin als Rollschuhkünstlerin begegnet. Gesungen wurde selten oder gar nicht, wenigstens nicht viel schöne Lieder. Welch ein Abfall gegenüber der Zeit vor 1933! Mehr Genuß brachte gute Musik aus dem *Radio*. Fast jeder Einheit standen ein oder zwei Wehrmachtempfänger zu;

darüber hinaus wurden zahlreiche Apparate requiriert und auf die Truppe verteilt. Sie konnte nie genug davon bekommen, denn das Radio in der «Ortsunterkunft» (O.U.) oder im Bunker war eine große Hilfe, die Stimmung aufrecht zu erhalten. Viele gingen unterwegs entzwei auf den ungefederten Fahrzeugen; andere fielen einer «Entrümpelung» der überhandnehmenden Trosse zum Opfer oder blieben mit dem übrigen Gepäck in Feindeshand; endlich gab es keine Batterien und Röhren mehr.

Das *Verbot des Abhörens ausländischer Sender* wurde viel mißachtet, wirkte sich aber doch stark genug aus, um Gespräche über die auf diesem Weg erlangten Nachrichten zu unterbinden und deren Berücksichtigung in noch so verworrener Lage unmöglich zu machen. Ich habe erlebt, daß ein Kurier nach einer Stadt gesandt wurde, deren Rückeroberung der Kreml längst durch Freudensalven bekanntgegeben hatte. Ganz zuletzt durften nur noch die Generäle und wenige Stabsoffiziere überhaupt ein Radio besitzen; alle übrigen wurden eingezogen und zerstört. *Quem deus perdere vult, eum dementat!*

Zur Lektüre und *beruflichen Fortbildung* richtete man Bibliotheken ein, in der Etappe auch Kurse, ja, ganze Universitäten. Studenten suchte man durch Rundbriefe zu fördern; auch gab es für Langgediente ein Semester Studienurlaub, soweit die Kriegslage dies erlaubte. Mediziner wurden zu Studentenkompagnien in die Heimat kommandiert; niemals vorher hatte es so viele gegeben. Divisions-Erholungsheime hinter der Front sollten den Grabenkämpfern etwas Abwechslung bringen. Mit alledem suchte man der zunehmenden *Stumpfheit* entgegenzutreten, die sich auch rein militärisch nachteilig auswirkte. Ein Herausziehen ganzer Verbände aus der Front, wie es noch im ersten Weltkrieg üblich gewesen, einen Turnus von Einsatz und Ruhestellung, ließ der Menschenmangel im Osten auf deutscher Seite schon bald nicht mehr zu, während dies beim Gegner die Regel war, allerdings mit Ausbildungszwecken verkoppelt. Man suchte die «*Auffrischung*» bei uns deshalb durch alle möglichen Behelfsmittel zu ersetzen.

Wichtiger als alles ist dem Soldaten der *Urlaub*. Hat er *Familie*, so kreisen seine Gedanken beständig um die Lieben daheim. So stürmische Tage, daß man alles andere vergaß, waren doch nicht allzu häufig; auf eine Weise waren es die leichteren, weil man da nur für den Augenblick lebte. Der *Beruf* spielt offenbar bei dem modernen Massenmenschen nicht entfernt dieselbe Rolle für das Seelenleben wie früher; nur der Selbständige, sei er nun Bauer, Advokat oder Fabrikant, macht sich Sorgen um sein Unternehmen, seine Praxis oder seinen Hof. Die *Urlaubsverhältnisse* lagen anfangs recht günstig; später verschlechterten sie sich zusehends und waren ein bis anderthalb Jahre Abstand von Urlaub zu Urlaub fast die Regel. Man stelle

sich einmal recht plastisch vor, was das bedeutet! Versetzungen, Kommandierungen und selbst Verwundungen wurden wegen des damit verbundenen Urlaubs leichter ertragen, ja sogar herbeigewünscht («Heimatschuß»). Das jahrelange Auseinanderreißen von Mann und Frau, von Vätern und Kindern ist eine der unnatürlichsten, früher in diesem Ausmaß nie gekannten Begleiterscheinungen des modernen Krieges. Er zwingt uns, auf unbestimmte Zeit unsere ganze Kraft *einem* Pflichtenkreis zu widmen und alle anderen, in denen wir stehen, hintanzusetzen. Dabei ist die Lage des Reservisten gegenüber dem Aktiven, des Familienvaters gegenüber dem Ledigen recht verschieden. In der Handhabung der Urlaubsvorschriften wurde dem so gut als möglich Rechnung getragen, und zwar grundsätzlich ohne Unterschied für Offiziere und Mannschaften.

Einen schwachen, aber unsagbar wohltuenden Ersatz für das Beisammensein bedeutete die *Feldpost*. Sie hat Hervorragendes geleistet. Immerhin brachten Truppenverschiebungen manchmal wochen- und monatelange Unterbrechungen, unter denen die Stimmung fühlbar litt. Besonders bedrückend war die Ungewißheit nach Luftangriffen auf die Heimat. Wie mancher wußte am Ende überhaupt nicht mehr, wo er seine Angehörigen suchen sollte, als auch dort alles drunter und drüber ging. Diese Sorgen gehörten zum Schwersten, was der Krieg dem Einzelnen auferlegte. Zur Aufrechterhaltung enger Gemeinschaft über so lange Zeiten gehört *mehr*, als nur Lesen und Schreiben. Letzteres wurde übrigens von bedenklich vielen auch nur notdürftig beherrscht, so daß uns der Russe darin übertraf, dessen Schulen auf beachtlicher Höhe stehen. Es gehört dazu eine gewisse *Ausdrucksfähigkeit*, sonst gibt es Mißverständnisse, Verstimmungen und Vorwürfe. Wer einen Feldpostbrief schreibt, sollte daran denken, daß geschriebene Worte anders wirken als gesprochene, daß jeder Brief der letzte sein kann, und daß die Situation beim Empfang nie vorauszusehen ist.

Die «*weltanschauliche Ausrichtung*» der Wehrmacht war von Feldmarschall *Keitel* der «*Dienststelle Rosenberg*» übertragen worden. Von dieser und in noch radikalerer Form von der SS kamen Drucksachen in Menge, von den bei jeder Armee gebildeten Propaganda-Kompagnien (P.K.) außerdem Frontzeitungen und sonstiges «*Betreuungsmaterial*». Das Wort *Propaganda* wurde für die eigene Produktion reserviert, während für die des Feindes «*Agitation*» gesagt werden sollte. Der Soldat nahm im allgemeinen diese Dinge kritiklos entgegen und merkte kaum die ihnen zugrunde liegende Tendenz, etwa die Befreiung des Weihnachtsfests von dem «*Firnis fremder Deutungen*», das heißt, von seinem christlichen Gehalt. Propagandaredner, die sich gelegentlich sogar an der Front zeigten, wurden als lästig empfunden, weniger wegen des Inhalts ihrer Predigt, als weil der Landser das Ge-

fühl hatte, daß Worte und Taten nicht im Einklang miteinander stünden und daß Mißbrauch mit ihm getrieben werde. «Mit uns können sie es ja machen», hieß es dann wohl. Der kleinste Erfolg, die Ardennenoffensive Ende 1944 zum Beispiel, großsprecherische Ankündigungen der Parteiführer, das Gerede vom «Gegenschlag», von den «neuen Waffen», von der «Vergeltung» usw. brachte die große Menge jedoch immer wieder auf die von oben gewünschte Linie, so daß sie wieder «spurte». Das gilt von Offizieren und Mannschaften gleichermaßen. Bis zuletzt ist die Front nur militärisch, nicht ideologisch zerbrochen. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit einem prächtigen Kameraden, einem Österreicher. Es war Anfang Juli 1944, als er mir auseinandersetzte, zum Siegen gehöre zweierlei, Verstand und Glauben. Er billige mir wohl den ersteren zu, aber es fehle mir am Glauben. Ich meinte darauf nur, daß ich ihm wohl den Glauben zubillige, aber... Der Rest endete in vergnügtem Gelächter.

Im Laufe des Krieges verstärkte die *Partei* ihren Einfluß auf die *Offiziersernennungen*. Politische Gutachten der Ortsgruppe wurden verlangt; Straf- und Disziplinarverfahren sorgten immer wieder für vorsichtige Zurückhaltung; es gab Spitzel und Denunzianten; die Feldpostbriefe wurden streng überwacht. Dennoch konnte man auch in Offizierskreisen durchaus kritische Stimmen jederzeit hören. Politische Aktivisten sind, wenigstens unter den älteren Jahrgängen, gewiß nicht zahlreich gewesen; die Abneigung gegen diese Kreise hatte ja viele gerade in die Wehrmacht geführt. Der eigentliche «Mann im Braunhemd» saß entweder in der Heimat oder in der Zivilverwaltung in irgendeiner Etappe. Aber die oppositionelle Einstellung vieler Offiziere blieb wirkungslos; sie trat nicht hervor und äußerte sich nicht in Taten. Über diesen Unterschied von Denken und Handeln, von Sein und Schein – das Krebsübel des totalitären Systems – hat man sich viel zu wenig Gedanken gemacht. Im Gegenteil wurde bei Führergeburtstagsreden und ähnlichen Gelegenheiten immer noch eine bejahende Haltung zur Schau getragen, und die Truppe durfte nichts merken.

Der *Offiziersputsch vom 20. Juli* kam dem Feldheer, von ganz wenigen Eingeweihten abgesehen, bis hinauf zur Generalität völlig unerwartet. Die offizielle Version, daß es sich um einen ganz kleinen Kreis von «Ehrgeizlingen» gehandelt habe, wurde weithin für bare Münze genommen, und angesichts der bedrohlichen militärischen Lage in West und Ost – die Heeresgruppe Mitte war gerade dem Zusammenbruch nahe – hatte man wenig Verständnis dafür. Waren die Hauptbeteiligten nicht Günstlinge und Stützen des Systems gewesen, solange alles gut ging? Hatten sie nicht durch halbe und ungeschickte Maßnahmen wertvolle Kräfte ins Verderben gerissen? Von Umfang und Tiefe der Revolte, von Ernst und Einsatzbereit-

schaft der «Offiziere gegen Hitler» (*v. Schlabrendorff*) hatte niemand eine Ahnung. Sogar die neue «Dolchstoß-Legende», wonach die Front durch Verzögerung des Nachschubs abermals verraten worden sei, fand Glauben. Man weiß heute, daß die Verschwörer mit einer derartigen Einstellung, zumal der jüngeren Offiziere, auch gerechnet und deshalb zum Beispiel den Plan *Gördelers* verworfen haben, sich nur der *Person* Hitlers zu bemächtigen. Dieser hatte eben noch viele Verehrer auch unter denen, die sonst kritisch standen, bei ihm aber eine Ausnahme machten. Er hielt jedes Jahr in geschlossener Versammlung vor dem Offiziersnachwuchs eine Ansprache, die vielen ein tiefes Erlebnis bedeutet haben muß und eine nachhaltige Treubindung entstehen ließ.

Die große Masse der Soldaten stand unter dem Gefühl eines unentrinnbaren Schicksals, durchschaute die offiziellen Lügen nicht, wußte wenig von Politik, interessierte sich auch mehr für den lokalen Teil der Heimatzeitungen und las allenfalls nur den Wehrmachtbericht. Dem entsprach – in einem Krieg, der in hohem Grade um weltanschaulicher Fragen willen geführt wurde! – jene *weltanschauliche Indifferenz*, die ein allgemeines Merkmal diktatorisch beherrschter Völker ist. «Es geht alles vorüber», lautete der beliebteste Slogan, oder «in fünfzig Jahren ist alles vorbei», oder «stur wie ein Panzer», wobei ein Unterton der Bewunderung zu hören war. Als sich das nahende Ende bereits abzeichnete, hieß es mit einer Art Galgenhumor: «Genieße den Krieg, der Friede wird finster!»

Auf militärischem Gebiet aber schien mit dieser Abstumpfung zu korrespondieren eine zunehmende *Unselbständigkeit* und *Verantwortungsscheu* von den untersten bis zu den höchsten Rängen, die sich aus dem jahrelangen Kommandiertwerden und aus der willkürlichen Art erklären mag, wie schon die oberste Führung mit den Befehlshabern umsprang. Ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel sei weniger schlimm, als Nicht-Handeln, sagte die alte preußische Felddienstordnung, und dieser berühmte Satz war in die geltende «Truppenführung» (TF, «Tante Frieda» genannt) übernommen. Aber er wurde in vielen Fällen nicht befolgt. Der Grund war die Angst, in Ungnade zu fallen. Generäle wurden abgekanzelt wie Schulbuben. Wegen Kleinigkeiten mußte im Führerhauptquartier angefragt werden und suchte man Deckung bei Vorgesetzten; *es fehlte am Vertrauen*. Besonders Rückzugsbewegungen durften nicht selbständig angeordnet werden. Mancher, der diesem «Führerbefehl» zuwiderhandelte, hat dafür mit dem Tode gebüßt, zum Beispiel der General *Graf Sponeck*. Wie unwürdig und undankbar im Grunde diese Behandlung war, scheinen die wenigsten empfunden zu haben, und auch sie glaubten, um der Sache willen gehorchen zu müssen.

Seit Stalingrad herrschte im ganzen Osten ein *System der Aushilfen*, des Flickens und Stopfens der überall zu dünn gewordenen Front ohne jede operative Idee, des hilflosen Abwartens darauf, wo der Gegner «drücken» oder seine nächste Offensive starten werde, und des gedankenlosen Verteidigens von Positionen, koste es, was es wolle, die nicht mehr zu halten waren. Rechtzeitiges Anlegen rückwärtiger Stellungen hat Hitler selbst verboten. «Das Gesetz des Handelns» – eine bis zum Überdruß gebrauchte Phrase – war längst beim Gegner. Dies war nicht nur die Folge der *materiellen* Unterlegenheit, sondern auch die Konsequenz einer *seelischen* Erschöpfung. Jeder parierte, aber jeder hatte vom Krieg übrig genug, General und Mann. *Wie* «fertig» innerlich auch Vorgesetzte in hohen Stellungen waren, konnte man fast bei jeder kritischen Lage beobachten. Eine günstige «Verwendung», ein weniger gefährdeter «Druckposten» wurde angestrebt, sei es nur für die eigne Person, sei es gleichzeitig für die unterstellte Truppe. Man hielt sich möglichst an die Straße, auf der man «stiften» gehen wollte, die sogenannte «Stifterstraße», und man baute sich einen «Angstbunker» aus zahlreichen Balkenlagen oder Beton. Nachbarn oder Untergebene, Vorder- oder Hintermänner wurden oft genug im Stich gelassen, wenn man selber «abhauen» konnte, ohne einem direkten Befehl zuwider zu handeln. Die Infanterie, an Zahl und an modernen, leichten Waffen – Maschinenpistolen (MPi.), Granatwerfer – immer stärker unterlegen, immer erschöpfter und weniger beweglich, hielt nicht mehr stand und war nur bei stärkster artilleristischer Unterstützung noch vorwärts zu bringen. «Früher hätte *eine* Panzer-Abwehr-Kanone (Pak) vor *zehn* ‚T 34‘ (russischer Tank) nicht kehrt gemacht; heute ist es umgekehrt!», klagte uns ein Offizier schon im Januar 1944 sein Leid. In dieser, somit ziemlich lang währenden Endphase des Krieges, in den «fünf Minuten *nach* zwölf», die *jeder* gern überstehen wollte, gab es so wenig Freiwilligkeit, daß die dennoch bis zuletzt nicht abreißen lassen Tapferkeitstaten Einzelner und ganzer Verbände größtenteils aus dem *Zwang der Lage* erklärt werden müssen, manchmal geradezu als ein «Ausreißen nach vorn», der Gefahr entgegen, um sie womöglich zu unterlaufen, in einer Stimmung, die mit Pflichterfüllung sehr viel, dagegen mit Ehrgeiz Todesmut und Begeisterung kaum mehr etwas zu tun hatte. «Übrig bleiben!» lautete damals ein beliebter Gruß.

Organ der «wehrgeistigen Betreuung» war der *nationalsozialistische Führungsoffizier* (NSFO) beim Divisionsstab. Seine Stellung war sehr selbständig; er genoß bevorzugte Beförderungsbedingungen, wie sie sonst nur Einheitsführern und höheren Adjutanten zukamen, und besaß Beziehungen nach oben, zur Armee, zu Parteistellen usw., die selbst den Kommandeuren gefährlich werden konnten. Mancher NSFO – vorzugsweise

eigneten sich Volksschullehrer dafür – war der böse Geist seines Generals. Mit dem russischen Kommissar (*Politrak*), der jeder Kompagnie beigegeben war und sie im Angriff begleitete, hatte der NSFO wenig Gemeinsames; er spielte eher eine seelsorgerliche Rolle. Die wenigsten daunter haben wohl gespürt, welche Stunde geschlagen hatte; bis in die letzten Tage des Krieges hinein wurden zum Beispiel Kurse für «Richtmänner» gehalten, die sozusagen als seelische Korsettstangen bei der Mannschaft dienen sollten. Noch nach dem Zusammenbruch konnte man in diesen Kreisen hören, «die Idee» lebe weiter.

Im *Zivil* hatte die Partei bereits das *Monopol* für die «Betreuung» der Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen. Die Pfarrer durften offiziell nichts für sie tun, nicht einmal Adressenlisten anlegen. Selbst die Gefallenen-Anzeigen mußte der Ortsgruppenleiter austragen, einem Totenvogel gleich; jede direkte Benachrichtigung war dem Einheitsführer verboten. In dieser schweren Stunde sollten die Hinterbliebenen nur vom «Hoheitsträger» Trost empfangen, dessen Popularität dadurch allerdings nicht gestiegen ist. Bei der *Wehrmacht* gab es dagegen – ungern geduldet als Überbleibsel für die Kriegsdauer wegen des offiziell erklärten, insgeheim vielfach unterwühlten «Burgfriedens» zwischen Staat und Kirche – noch *Feldgeistliche* beider Konfessionen, und viel Segen ist von ihnen ausgegangen. Nur die Waffen-SS hatte die «Sündenabwehrkanone» – wie ein frivoler Ausdruck lautete – in aller Form abgeschafft, und doch haben gerade hier Verwundete und Sterbende in den Lazaretten häufig ein tiefes Verlangen nach letzten Tröstungen gezeigt. Um manchen Standortpfarrer bei den Feldkommandanturen sammelte sich ein *Soldatenkreis*, in dem das Wort Gottes Offizier und Mann zu einer echten Gemeinschaft zusammenschloß. Es gab auch einen Rundbrief für christliche Offiziere an allen Fronten, «*Sternbrief*» genannt, in welchem die Lesergemeinde, zuletzt etwa 400, Erfahrungen des inneren Erlebens austauschte, Männer jeden Rangs und Alters, denen die Verbundenheit mit Gleichgesinnten eine große Hilfe war. Der Herausgeber, General *Graf Kanitz*, ist dann 1944/45 mehrere Monate von der Gestapo verhaftet, der Rundbrief verboten worden, weil er «den Widerstandswillen schwäche»; über die Leser war außerterminlich zu berichten und wurde Beförderungssperre verhängt. Heute haben sich die Überlebenden wieder zusammengefunden («Korneliusbruderschaft») und stehen in freundlicher Verbindung mit der britischen Officers' Christian Union (O.C.U.). Tatsächlich liegt es übrigens so, daß gerade Klarheit über die letzten Dinge uns dazu verhilft, Not und Gefahr zu bewältigen.

Viele Soldaten haben von vornherein um ihre *innere Haltung* zu diesem Krieg gerungen. Konnte man den Nationalsozialismus verlieren und den

Krieg gewinnen? Das heißt: wenigstens dasjenige behalten, was die Jahre vorher doch scheinbar auch an Gutem und Berechtigtem gebracht hatten? Oder mußte auch dieses alles wieder preisgegeben werden, auch die vormals deutschen Gebiete im Osten, wofür so viel Blut geflossen war? Das bedeutete schwere Entscheidungen vor dem eignen Gewissen; wer sich hinein versetzt, wird sich vor einem allzu selbstsicheren Urteil hüten. Man vergesse nicht, daß, als die schlimmsten Verbrechen begannen, von denen man erst nach und nach und immer nur andeutungsweise oder in entstellter Form erfuhr, so daß viele sich fragten, ob es nicht doch ein «Greuelmärchen» sei, daß damals der Krieg längst im Gange war, ein Krieg auf Leben und Tod, dessen Verlust die Vernichtung großer Teile des eigenen Volks und all dessen, was sich jeder Einzelne mühsam aufgebaut hatte, zur Folge haben mußte. Ein «Aussteigen» aus dem bereits in rasender Fahrt befindlichen Zug war so gut wie unmöglich; es wäre nur auf dem beinahe aussichtslosen und im allgemeinen auch unehrenhaften Wege von Fahnenflucht oder Überlaufen noch zu verwirklichen gewesen. Zu *Sabotage* hat der Subalternoffizier im Felde gar keine Gelegenheit. Auch die Attentäter des 20. Juli waren teilweise kurz vorher noch gute Frontoffiziere gewesen. Daß es im Kampf gegen den «totalen Staat» auch keinen «Unterschied zwischen Hoch- und Landesverrat» mehr geben kann, ist eine sehr schwere Konsequenz, die damals nur die Allerwenigsten zu ziehen bereit waren. Vielleicht spielte dafür auch eine Rolle, mit *welchem* der nur in ihren Kriegs-, nicht in ihren Friedenszielen einigen Gegner man es zu tun hatte.

Viele Gutgesinnte machten sich Hoffnungen auf ein «Reinemachen» *nach* dem Kriege und waren überzeugt, daß sich dann neue und bessere Kräfte durchsetzen würden. Sie waren alles andere als «Militaristen». Sie wollten nur während der Dauer dieses Existenzkampfes noch den Burgfrieden, die *nationale Solidarität* wahren. Solange galt es alles zurückzustellen. War das «Durchhalten» nun auf einmal nicht mehr die Pflicht jedes anständigen Soldaten? War es verbrecherisch? Konnte es nicht wenigstens zu einem *Kompromißfrieden* kommen, der dem eignen Volk das Schwerste erspart hätte? Wer damit rechnete, konnte mit dem System nicht brechen und unterwarf sich seinem Terror selbst noch in den Gefangenenlagern. Die Antwort auf diese Fragen war damals nicht so leicht zu finden; sie setzte mehr Urteilskraft voraus, als den meisten zu Gebote stand, mehr Tatsachenkenntnis, mehr Ruhe und mehr Distanz. Viele hatten auch die Überzeugung, daß die Gegenseite gleichfalls wegen sehr irdischer Ziele in den Krieg getreten sei, und nicht nur wegen jener Prinzipien, denen sie hier Beachtung erzwingen wollte, während sie dort über ihre Verletzung geflissentlich hinwegzusehen oder sich gar selbst einer solchen schuldig zu machen schien.

Es standen ja nicht lauter Engel gegen eine Teufelsbande, sondern hier wie dort gab es gute und böse Menschen.

Wenn man sich dieses alles vergegenwärtigt, so wird man Verständnis für jene beträchtliche Zahl von Deutschen aufbringen, ja die *Unausweichlichkeit* ihrer Haltung gelten lassen, die für ihr Land weiterkämpften, obwohl sie wußten, daß es eine ungerechte Sache war, für die sie geopfert wurden, ein Krieg der *Partei* mehr als des deutschen Volkes, wie es vielen am Anfang erschien, als die Nation noch nicht so total darein verwickelt war. *Diese Situation hat die politische Führung absichtlich geschaffen* und für sich ausgenützt, wobei sie nicht auf die schlechtesten Seiten im Menschen spekulierte. Das war schon *vor* dem Krieg zu erkennen, und Männer wie *Rauschning* («Die Revolution des Nihilismus») haben es ausgesprochen. Auch hätten die Soldaten *niemals* die Früchte eines Sieges geerntet; ein bitteres Wort sagte, die Inschrift auf dem künftigen Gefallenendenkmal werde lauten: Die Partei dankt der Wehrmacht!

Die *seelische Lage* des deutschen Soldaten, der diese Dinge klar sah, war ungeheuer schwer; es war kein «fröhlicher Krieg», sondern ein wirkliches Erleiden, nicht ein *facere*, sondern ein *pati*, wie wir es schon zu Beginn empfanden, vor dem es kein Entrinnen gab. Auch das *Ende* haben viele von den Älteren, die den ersten Weltkrieg noch bewußt miterlebt hatten, von Anfang an oder doch seit langem vorausgesehen, wenn auch die Wirklichkeit, unwahrscheinlich grauenvoll wie sie war, alle Vorstellungen schließlich übertraf. «The end will be appalling for Germany», schrieb uns ein englischer Reserveoffizier im August 1939, ein Wort, das wir uns hundertmal wiederholt haben. Darum, so hieß es in seinem Brief mit großen Lettern weiter, STOP HIM! Aber wie? Es gab wohl manchen, der immer wieder an den Ausweg eines *Attentats* dachte und der das Scheitern jenes Versuchs im Bürgerbräukeller am 8. November 1939 bedauerte. Vielleicht wäre dies «die letzte Chance» gewesen, rechtzeitig ein Ende zu machen. Aber wer wollte Gott in dieser Weise in den Arm fallen? Hatte er nicht schließlich unserem Volke diesen Führer bestimmt, um ihm selbst und anderen Völkern eine Lehre zu erteilen, ein Werkzeug Gottes auch er? Gegen derartige Erwägungen, die heute vielfach bis auf *Luther* zurückgeführt werden, ist vom Standpunkt des *Calvinismus* und der Lehre vom *Tyrannenmord* wohl manches einzuwenden; schwerlich sind sie aber ein Grund zu Vorwürfen. Haben nicht am Ende alle Attentate versagt, weil die Zeit noch nicht erfüllt war?

Im *ersten* Weltkrieg sprach *Walter Rathenau* das viel angegriffene, gegen sein eigenes, das deutsche Volk gerichtete Wort, das zu einer Quelle des Judenhasses wurde: «Wenn der deutsche Kaiser an der Spitze seiner sieg-

reichen Truppen durch das Brandenburger Tor in Berlin einzöge, so ver-
löre die Weltgeschichte ihren Sinn.» Daß dieses Wort wirklich schon damals
eine Berechtigung hatte, glauben wir nicht. Aber im *zweiten* Weltkrieg
hätte es wohl ausgesprochen werden können. Wir rangen – deutsche Offi-
ziere – bereits nach dem Polenfeldzug um innere Klarheit in diesen Fragen
und ließen uns daran erinnern, wie Jesus um die Stadt Jerusalem, die Haupt-
stadt seines Volkes, weint. (Luk. 19, 41–44.) Wir fanden damals keinen
anderen Weg als den des Gehorsams gegen die Obrigkeit, solange nicht ein
Befehl an uns erginge, dem unser Gewissen die Gefolgschaft versagte, wie
es etwa Exekutionen hätten sein können. Solche Prüfungen blieben uns
erspart, und wir faßten damals unsere Haltung in dem Wort zusammen: ich
möchte nicht schuld sein, daß wir diesen Krieg gewinnen, aber auch nicht,
daß wir ihn verlieren. Als dann später offenbar zu werden schien, daß im
letzteren Falle nicht etwa ein Zustand des Rechts wieder hergestellt, sondern
womöglich nicht weniger schlimme Gewalt triumphieren werde, da änderte
sich jene Einstellung noch ins Positive: wir *dürfen* diesen Krieg nicht ver-
lieren; niemand darf sich wundern, wenn wir uns nun dagegen erst recht
zur Wehr setzen, auch wenn wir jetzt noch deutlicher wissen, wie schlecht
die Sache ist, für die wir kämpfen.

Solche Dinge aussprechen und damit die innersten Seiten des soldati-
schen Gewissens offenbaren, fällt nicht leicht. Aber es erscheint notwendig,
weil sich viele noch längst nicht Rechenschaft geben über den *Ernst* der dem
deutschen Soldaten in diesem Krieg gestellten Fragen und die *Not*, in der
sich mancher befunden hat. Wir haben diese Gedanken nicht nur vor Gott
gebracht, sondern auch im Geist und in Wirklichkeit mit unseren Kame-
raden besprochen, mit den gefallenen und mit den noch lebenden, von
denen heute noch viele das bittere Los der Gefangenschaft drückt. Wir
sehen sie vor uns, den tapferen kleinen Pfarrer, einen der Teilnehmer jenes
Gesprächs über Jerusalem, der ein überzeugter «alter Kämpfer» gewesen
war und nun täglich die Konflikte sah, in die ihn dies mit seinem Christen-
tum brachte – heute deckt ihn die russische Erde. Oder wir denken an
jenen aufrechten Kollegen, einen unersetzlichen Forscher, der als Regi-
mentskommandeur im Osten gefallen ist und der uns, als noch die Zeit
unserer Erfolge war, das Wort sagte: «Was hülfte es dem Menschen, so er die
ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?» Oder es
steht vor uns ein junger, kluger und große Hoffnungen erweckender Ka-
merad, von dem wir wissen, daß ihn gerade die Not dieser letzten Fragen
in den immer noch sinnvoll erscheinenden Kampf trieb, und der als Chef
einer Sturmgeschützatterie sein Leben ließ. Für seine Nächsten? Für
Deutschland? Für «Führer, Volk und Vaterland», wie es die Todesanzeigen

haben wollten? Viele von uns wußten es nicht – hätten es auch dann nicht gewußt, wenn sie ein gleiches Los getroffen hätte, wie diese gefallenen Kameraden.

Weit glücklicher waren in diesem Krieg alle jene, die wenigstens zu wissen *glaubten*, daß sie für eine gute Sache stritten und fielen, für ihre eigene Sache, wie die meisten Angehörigen der Waffen-SS. Freilich gab es auch hier gezwungene Mitläufer, und wer die gewaltsame Werbung der SS unter den Abiturienten kennt, wird die Pflicht empfinden, ihnen gerecht zu werden. Oder es sei an jenen tapferen sudetendeutschen Historiker *Kleo Pleyer* erinnert, dessen Buch «Volk im Feld» – man könnte es mit dem «Wanderer zwischen beiden Welten» von *Walter Flex* vergleichen und daran die verschiedene Haltung der Frontkämpfergenerationen beider Kriege zeigen – ziemlich auf der ganzen Linie den Gegenpol zu unserer Auffassung bildet, und vor dessen ehrlichem, wenn auch tumultuarischem Kämpfersinn wir doch den Degen senken.

Viele fühlten sich wohl auch durch ihren *Fahneneid* gebunden, obschon ihn der Positivismus für rechtlich bedeutungslos erklärte und auch die, denen er geschworen war, keine Ahnung hatten von dem religiösen Gehalt eines solchen Eides. Zweifelt jemand, daß auch der Eid auf den Reichsführer SS verlangt und geleistet worden wäre? Andere hielt nur noch der eiserne Zwang der *Militärjustiz*. Die allermeisten aber taten ohne Besinnung ihre Pflicht in wortloser Selbstverständlichkeit, wie ihre Väter im ersten Weltkrieg, in Gehorsam, Treue und Kameradschaft, die einen immer wieder ergreifen konnten, und sich diesem grauen Millionenheer trotz allem mit Stolz zugehörig fühlen lassen. Es war nicht der schlechteste Teil des Volkes, der seinen Kopf draußen hingehalten hat, und es sind von ihm durch manches lange Jahr Leistungen unter sehr schweren Verhältnissen erbracht worden, vor denen auch der Gegner Respekt geäußert hat. Viele dieser Soldaten waren hundertmal mehr wert als ihre Führer, denen sie ausgeliefert waren; sie verdienten, daß man sie nicht allein ließ, sondern das allen gemeinsame Schicksal mit ihnen trug. Das wird jeder wirkliche Soldat auch im anderen Lager verstehen.

Ernst Jünger, der seinerzeit eine der wesentlichsten Darstellungen vom inneren Erlebnis des *ersten* Weltkriegs gegeben hatte, lieh den Gefühlen, die viele in *diesem* Krieg beseelten, abermals Ausdruck, wenn er im Jahre 1942 schrieb: «Glücklich war da noch zu preisen, der im Gegner wirklich den Feind erkannte und fallen durfte, ohne daß Zweifel in seiner Brust lebendig war. Doch viele, und gerade die Besten, Tapfersten und Klügsten, sahen sich der Vernichtung preisgegeben, ohne daß sie dem Zauber der Fahnen und Zeichen unterlagen, in deren Bannkreis das Leben hinzugeben ihr

Schicksal war. Denn gerade ihnen konnte nicht entgehen, daß sie in einem Kampfe standen, der noch um Höheres als um die Grenzen des Vaterlandes ging – daß hier im Bruderkriege ein neuer Sinn der Erde ausgetragen wurde und daß gar mancher von denen, die sich drüben tödlich nahten, dem hohen Ziel inniger verschworen war als gleich zur Seite die Kameraden, denen es dennoch die Treue zu halten galt.» Schlichter, aber nicht weniger treffend hat schließlich jener englische Offizier, als er, noch im Jahre 1945, wieder das Wort an uns richtete, unsere seelische Lage bezeichnet, indem er schrieb: «I can quite sympathise with you and no doubt many others in the dilemma in which you found yourselves – that a successful war would rivet a hated system upon the country, while a lost war would ruin it. I hope that I shall never have to face so terrible a dilemma myself.» Gibt es irgend etwas, das Versöhnung und Frieden zwischen den Völkern mehr zu fördern vermag, als eine solche verständnisvolle und vornehme Haltung?

AUSLÄNDISCHE ARMEEN

Schwedische Auffassung über die Luftrüstung

(Kungl. Krigsvetenskaps-Akademiens Handlingar och Tidskrift)

Die Hefte der traditionsreichen schwedischen kriegswissenschaftlichen Akademie sind nicht zuletzt deshalb besonders interessant, weil sie jeweils die sogenannten «Jahresberichte» enthalten. Verschiedene Mitglieder werden zu Beginn des Jahres als «Vortragende» für ihr Spezialgebiet bestimmt und haben auf Grund ihrer Studien umfassende Berichte in Form von «Jahresberichten» abzugeben. Das Heft Nr. 1/1948 enthält den Jahresbericht des «Vortragenden für Luftkriegskunst», Oberst Bjuggren, eines Pioniers auf dem Gebiete des Sturzfluges. Hauptgegenstand seines Berichtes ist die «Umbewaffnung», welche bei den Flugstreitkräften der Großmächte vor sich geht. Seine interessante Arbeit führt zu folgenden Schlußsätzen:

Flugzeuge mit Reaktionsantrieb und Geschwindigkeiten zwischen 800 und 1100 km/h werden schon 1953–1956 in den Luftstreitkräften der Großmächte vorherrschend sein und voraussichtlich noch weitere 10 Jahre bleiben.

Ungefähr 1955 dürfte die «Umbewaffnung» der Luftstreitkräfte der Großmächte durchgeführt sein. Bis dahin sind die reaktionsgetriebenen Jagdflugzeuge den kolbenmotorgetriebenen Bombern deutlich überlegen.

Die Mittel der Luftwaffe werden in relativ kurzer Zeit bedeutend schneller sein (Nähe Schallgeschwindigkeit). Die schwersten Bomber werden größere Aktionsradien als die während des Weltkrieges verwendeten haben. Die Ausrüstung der Flugverbände mit Flugzeugen, die schneller sind als die Schallgeschwindigkeit, ebenso wie die Ausrüstung mit steuerbaren oder zielsuchenden V-Waffen mit großer Reichweite, dürfte jedoch eine Frage von mindestens 10–15 Jahren sein.

Daraus geht hervor, daß auch mit Rücksicht auf die Notwendigkeit der Anlage der